

Feuilleton : Finkenstädt [Fortsetzung]

Autor(en): **Arnefeld, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kinema**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 33

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-719839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

allein in Ekaterinodar seit dem Jahre 1910 über 900 Personen „aufgehängt.“ Die angeordnete Revision des Generalleutnant Gurskij stellte aber fest, daß diese Hinrichtungen bloß auf dem Papier stattgefunden haben. In der Wirklichkeit waren nur einige Personen hingerichtet worden. Der Kanzleischef Ustitschew habe aber daran 45,000 Rubel verdient. Der bekannte Erzbischof von Tobolsk in Sibirien, Warnawa, hat im Zusammenhang mit der Ankunft einer Barsüßtänzerin in Tobolsk Hirtenbrühe ausgesandt. Die Barsüßtänzerin vergleicht er dann mit des Tochter des Herodes. Gleichzeitig teilt der Erzbischof Warnawa mit, daß die Volksauditorien und **Kinematographen heidnische Einrichtungen** seien, wo eine höllische Arbeit verrichtet werde. Die Volksauditorien soll man nach der Meinung des Erzbischofs Warnawa schließen und in diesen Gebäuden Kasernen einrichten.

Diesem Erzbischof aber wäre eine Anstalt für Geistesbildung jedenfalls eher vomüthen.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Finkenstädt.

Roman von F. Arnefeldt.

(Fortsetzung.)

Ehe Erdmuthe etwas antworten konnte, flog die Türe zu und Frau von Henneberg mit ihren Kindern befand sich draußen auf dem rings um den stattlichen Bau aus rötlichem Sandstein laufenden Gang, auf den sämtliche Türen und Zimmer und Säle mündeten.

„Was für einen Einfall von dir, Therese, ich soll Erdmuthe mitnehmen“, schalt sie. „Kannst du denn gar nicht begreifen daß sie nicht zu uns gehört?“

„Sie ist doch Papas Schweistertochter“, wandte das kleine Mädchen ein.

„Wenn man das nicht wüßte, würde man sie für eine Zigeunerin halten“, rief Sibylle und eifrig fiel die Mutter ein:

„Das ist es ja eben, das sie mir so unangenehm macht. Doch, lassen wir das vorläufig, wir sind zur Stelle.“

Schon hatte Ernst die Türe eines Gemaches geöffnet, aus der den Eintretenden eine blumengewürzte, bei dem heutigen warmen Tage recht wohlthuende Luft entgegenwehte. Das nach Osten gehende, bis auf den Fußboden reichende Fenster, aus dem man auf den reich mit hochstämmigen Pflanzen und blühenden Blumen besetzten Balkon treten konnte, stand offen, war aber durch eine rot- und weißgestreifte Markise gegen die Strahlen der Sonne geschützt. Die mit einer begrünen Tapete bekleideten Wände waren behängt mit sehr guten Kupferstichen nach älteren italienischen Meistern in stark verfilberten Rahmen, wie ihn auch die sich gegenüberhängenden beiden Spiegel hatten. In der gleichen Schattierung wie die Tapete waren die seidnen Vorhänge und die Ueberzüge des Sofas und der aus versilbertem Holz bestehenden leichten Stühle gehalten; ein Teppich, in dessen Gerank man wie auf den Grund des Meeres schaute, bedeckte den Boden. Ein mit Arbeitsgerätschaften und angefangenen Handarbeiten beladener großer Nähtisch, eine Handbibliothek und zerstreut

umherliegende Bücher bewiesen eine häufige Benutzung des Zimmers.

„Setz euch“, sagte Frau von Henneberg, indem sie auf Sitzmöbel in verschiedenen Formen deutete und selbst in einem dicht am Balkon stehenden, mit bunten Kissen bedeckten Lehnstuhl Platz nahm. „Wer weiß, ob uns noch oft solche Stunden ungestörten Beisammenseins zuteil werden.“

„Was fürchtest du, liebe Mutter!“ fragte Sibylle, die ein niedriges Taburett herangezogen und sich zu Frau von Hennebergs Füßen niedergelassen hatte, indem sie deren Hand in die ihre nahm und streichelte.

„Ich kann es nicht mit Worten schildern“, erwiderte die Mutter mit einem Seufzer, „aber seit heute morgen die Nachricht vom Ableben Ludwigs von Köjeler gekommen ist, liegt es wie eine Zentnerlast auf mir. Die ganze traurige Vergangenheit ist wieder lebendig geworden, und ich habe die Ahnung, daß eine dunkle, schmerzreiche Zukunft vor uns liegt.“

„Das kann ich nicht begreifen“, sagte kopfschüttelnd Ernst, der es sich und seinen langen Beinen in einem Schaukelstuhl möglichst bequem gemacht hatte.

„So sprichst du, weil du nur Bruchstücke von dem, was sich auf Finkenstädt zugetragen, gehört hast“, antwortete Frau von Henneberg erregt, aber ruhig erwiderte Ernst:

„Ich glaube doch nicht, liebe Mutter, mir scheint, ich wisse alles, und kann dabei nichts finden, was zu einer solchen Erregung Anlaß geben könnte.“

Seine Mutter fuhr auf: „Es will mir manchmal scheinen, als habest du keinen Tropfen Köjelerisches Blut in deinen Adern. Schon deine Abneigung gegen die Militärkarriere. Alle Köjeler waren Offiziere. Selbst der jetzt verfehlt Baron Ludwig war es in seiner Jugend.“

„Warum ist denn Vetter Otto nicht Offizier geworden?“ fragte Therese und hatte damit eine recht wunde Stelle bei ihrer Mutter berührt.

Frau von Henneberg schleuderte Sibyllens Hand, die sie noch immer in der ihrigen gehalten hatte, von sich, sprang auf und trat, wie um Luft zu schöpfen, auf den Balkon hinaus. Nach einigen Minuten kam sie wieder, bleich, aber ruhiger, und antwortete auf die Frage, die sie so sehr erregt hatte:

„Er ist Reserve-Offizier. In die Armee konnte er nicht eintreten, weil er zu arm dazu war! Ein Köjeler kann nicht in das erste beste Infanterieregiment eintreten, er muß bei der Kavallerie, einem Elite-Regiment, dienen und dazu gebracht es ihm an Mitteln. Sein Vater konnte sie nicht geben, und der Unmensch drüben wollte es nicht.“

„Nachdem er von den Herren Vettern schwer gekränkt worden ist“, warf Ernst berichtigend ein.

„Schweig!“ gebot ihm die Mutter. „Ich weiß nicht, wer dir so falsche Ansichten beigebracht hat, aber du besitzt sie. Es ist recht notwendig, daß du aus berufenem Munde erfährst, was sich zugetragen hat.“

„Erzähle, liebe Mutter, was geschehen ist“, baten die beiden Töchter. „Wir werden dich verstehen.“

„Und ihr sollt helfen, daß wir zu unserem Rechte gelangen!“ sprach sie bei sich, während sie den beiden Mädchen beifällig zunickte.

3. Kapitel.

Im Garten von Ellerohe herrschte tiefste Stille, die der sonnige Mittag zu bringen pflegte. Es war, als vernähme man das Summen der Käfer und der Wespen, die an den reifenden Früchten und den schwer vom Spalier herabhängenden Trauben nisteten. Plötzlich erhob sich, nicht laut, aber gut vernehmbar, das Läuten einer Glocke, und unwillig faltete Frau von Henneberg die Hände.

„Es ist die Glocke von Finkenstädt; sie beginnt das um den verstorbenen Herrn!“ sagte sie zu ihren Kindern, die ihrem Beispiel gefolgt waren, und wandte die Blätter hinüber nach den hinter Garten und Park auftauchenden Bergkuppen, von denen einige bemaldet waren, andere das Gemäuer zerfallener Burgen trugen. Auf einer abge-

platteten Bergspitze gewährte man ein allem Anschein nach wohlerhaltenes Schloß mit Laufgräben, Zugbrücken und Thürmen.

Ernst von Henneberg deutete danach und rief: „Sie haben die gelbe Fahne mit dem grauen Kleeblatt auf Halbmaß gezogen.“

„Das vermagst du ja von hier aus gar nicht zu sehen!“ sagte kopfschüttelnd die Mutter und ließ sich wieder auf den Schaukelstuhl, von dem sie emporgesprungen war, nieder, „wenn dein Auge auch sehr scharf ist.“

„Besser Otto vergleicht es mit dem Auge des Falken und beneidet mich darum“, erwiderte Ernst mit Selbstgefälligkeit, die nichts Unangenehmes hatte, mußte sich aber von der Mutter die Abfertigung gefallen lassen:

„Otto von Röseler ist nicht kurzichtig“, entgegnete eifrig Frau von Henneberg, die den Neffen mindestens ebenso sehr liebte, wie die eigenen Kinder und gegen alle seine Schwächen blind war; nun aber rief Therese: „Doch, doch, Mama, er ist es und beklagt sich selbst darüber. Ich habe ihn sagen hören, die vermünschte Kurzichtigkeit sei daran, daß er nicht Offizier geworden; die Armut hätte ihn daran nicht hindern sollen.“

„Das sagt der stolze Bursche, um die Armut, die ihn so schwer drückt, nicht einzugehen“, sagte die Mutter, doch —

Der Schlag der Uhr vom nahen Kirchturm in Ellerode, dem noch einige andere folgten, unterbrach sie.

„Elf Uhr!“ sagte Sibylle, nachdem sie gezählt. „Eine Stunde vor Mittag. Der Vater und Otto meinten, sie würden wohl zu Mittag wieder hier sein; es bleibt uns wahrscheinlich nicht viel Zeit.“

„Richtig, meine Tochter“, nickte Frau von Henneberg, und über ihre Gestalt glitt ein heifälliges Lächeln, wenn sie an Sibylle Zeichen eines besondern Scharfsinnes wahrzunehmen glaubte, „es soll uns jetzt nichts mehr von der Erzählung zurück halten. Unterbricht mich auch nicht mit Fragen, ich stehe euch nachher Rede.“

Sie lehnte sich in ihren Schaukelstuhl zurück, setzte ihn in Schwung, um in die ihr angenehme Lage zu verbringen, nachdem dies geschehen war, begann sie: „Mein Vater und der jetzt verstorbene Herr Ludwig von Röseler waren Vettern, ihre Großväter Brüder. Ludwigs Großvater, der ebenfalls Ludwig hieß, hatte als Erstgeborener das Majorat Zinkenstädt, das dazu gehörige kleine Gut und die Vorwerke erhalten; unser Großvater, der jüngere Sohn, war mit einer Summe Geld und dem Gute Feldbeck abgefunden worden, das zu meines Vaters Zeiten durch Kauf auch noch an die ältere Linie übergang.“

Wie es in den Häusern des alten Adels immer zu sein pflegt, war der Erbe des Majorats gegen die andern Geschwister sehr im Vorteil und war es in diesem Falle umsomehr, als nur ein einziger Bruder vorhanden, dem er nur dem ihm gebührenden Teil herauszahlen brauchte.

„War keine Sekundogenitur (d. h. eine Besetzung, die auf den zweiten Sohn sich vererbt) vorhanden?“ fragte der Ernst.

„Nein!“ erwiderte die Mutter; auf ihrem Gesicht malte sich aber Verlegenheit. „Die Summe, die für ein- und allemal ausgezahlt werden mußte, war nicht unbedeutend, das Gut nicht umfangreich, aber einträglich, trotzdem —“

„kam die jüngere Röselersche Linie nicht auf einen grünen Zweig,“ fiel Ernst ein. „Erspare dir die Schilderung davon, Mutter, man weiß wie das geht.“

Frau von Henneberg seufzte. „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, mein Sohn. Das Schicksal der jüngern Söhne eines Majorats Herrn ist ein trauriges. Sie sind mit allen Ansprüchen, mit allem Luxus ihres Standes erzogen, merken, so lange der Vater lebt, nicht viel Unterschied zwischen sich und dem Majorats Erben, und dann tritt plötzlich der Umschwung ein.“

„Wie gut ist es doch, daß Ellerode kein Majorat ist!“ rief frohlockend Therese und rieb sich die Hände. Tief aus

Herzengründe stimmte Ernst zu:

„Gott sei Dank! Es wäre mir furchtbar, wenn meine Geschwister durch mich benachteiligt würden. Schon daß ich das Gut bekommen soll —“

„Das laß ich dir nicht allein! Ich gehe nicht von Ellerode fort, du mußt mich dein ganzes Leben bei dir behalten; nicht wahr, Ernst, das tußt du?“ rief Therese und hing sich an seinen Hals. Ernst streichelte sie und versprach es ihr. Frau von Henneberg sagte aber verweisend: „Wir haben es jetzt nicht mit Ellerode, sondern mit Zinkenstädt zu tun. Ich bat euch, mich nicht zu unterbrechen, verhaltet euch ruhig, wenn ihr wollt, daß ich fortfahren soll.“

Alle drei gaben das Versprechen, ganz artig zuhören zu wollen und Frau von Henneberg erzählte weiter:

„Mein Großvater nahm Dienste in der preußischen Armee, ist mit Napoleon in Italien und Rußland gewesen, auf dessen Schneefeldern er sein Leben gelassen hat. Mein Vater ist in seine Fußstapfen getreten und bei Gravelotte schwer verwundet worden. Während die Angehörigen der ältern Linie unter allerlei Vorwänden daheim geblieben, haben die der jüngern ihr Leben in die Schanze geschlagen und ihr Gut geopfert, denn ihr könnt euch denken, daß dies unter den gegebenen Verhältnissen schwinden mußte wie Schnee an der Sonne.“

„Umsobesser haben die Röselers von der ältern Linie ihr Vermögen zu wahren gemußt. Sowohl des verstorbenen Ludwigs Vater, wie sein Großvater haben Frauen von gutem Adel geheiratet, deren Vermögen sich auf Millionen belaufen sollte. Man sagte zwar, der Brautshatz der ältern Frau von Röseler sei im Kriege durch Schleichhandel erworben, aber non olet — Herr von Röseler besaß ihn und machte seinen üblen Gebrauch davon. Mein Großvater und nach dessen die Tode die Witwe und Kinder wurden reichlich von ihm unterstützt; er kaufte auch das Gut Schierstädt, das nicht eigentlich zum Majorate gehörte, zurück. Auch sein Sohn ließ es den Verwandten an nichts fehlen. Sie kamen häufig nach Zinkenstädt und halfen dem Besitzer das schwere Geschick tragen, das er sich um des Geldes willen aufgeladen hatte. Bei Gelegenheit einer Reise hatte er die nicht mehr ganz junge Tochter eines württembergischen Grafen kennen gelernt und sie trotz vieler Abmachungen seiner dortigen Freunde geheiratet. Ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, hatte im Wahnsinn Hand an sich gelegt, und dieser Wahnsinn soll die Folge von Gewissensbissen gewesen sein. Man sagte, er habe den Tod eines französischen Offiziers auf dem Gewissen, der auf der Flucht mit der Kriegskasse Schutz bei ihm gesucht und nicht zum Vorschein gekommen sei. Es stammen aus jener Zeit so viele ähnliche Geschichten, deren Grund oder Angrund nicht erwiesen sind, und so hat es sich auch mit dieser verhalten. Tatsache ist jedoch, daß die Ehe sehr unglücklich gewesen, daß Frau von Röseler nach der Geburt eines Sohnes in unheilbaren Wahnsinn verfallen ist und in strengem Gehoriam gehalten werden mußte, weil sie Versuche gemacht hatte, sich und den Neugeborenen zu ermorden, damit, wie sie sagte, sie und ihr von Gott verworfenes Geschlecht von der Erde vertilgt würden.“

Der Majorats Herr von Röseler starb noch in jungen Jahren, kurz nachdem er durch den Tod seines Vaters in den Besitz der Herrschaft gelangt war, seine unglückliche Gattin hat ihn noch um viele Jahre in der Anstalt überlebt. Sein Sohn, Baron Ludwig, folgte ihm. Er besaß zwar das gesetzliche Alter und hatte eine gute Erziehung genossen, es machten sich aber gewichtige Stimmen geltend, daß man ihm eine so bedeutende Herrschaft u. ein so großes Barvermögen nicht anvertrauen dürfte, da er erblich belastet sei und schon manche Sonderheit bei ihm zutage getreten wäre.

Im Falle seiner Unmündigkeitserklärung wäre ein Mitglied der jüngern Röselerschen Linie zur Verweisung von Zinkenstädt berufen gewesen und war auch schon damit betraut worden. Ludwig von Röseler verteidigte sein

Recht aber mit großer Fähigkeit und einem Aufwand von Scharfsinn, der als der beste Beweis seiner geistigen Gesundheit dienen konnte. Er ward in seine Besitzungen eingesetzt und verheiratete sich bald darauf.

„Es hat sich wirklich ein Fräulein gefunden, das ihn geheiratet hat?“ rief Sybille und schlug die Hände zusammen. Seufzend nickte die Mutter und Ernst sagte:

„Zu einem Reichthum, wie ihn Baron von Köjeler besaß, findet sich immer eine Teilnehmerin, es braucht noch gar nicht einmal ein armes Fräulein zu sein.“

„Sie war es aber!“ erwiderte die Mutter traurig, „war des Lebens der Dienstbarkeit als Gesellschaftsfräulein in vornehmen Häusern überdrüssig und wollte selbst die Herrin spielen. Es ist der Armen sehr übel bekommen.“

„Ist der Baron wahnsinnig geworden?“ fragte Sybille. „Nicht so, daß man es ihm nachweisen konnte“, antwortete Frau von Henneberg kopfschüttelnd, „aber er hat sich nicht wie ein normal veranlagter Mann benommen, und am meisten soll die unglückliche Frau durch ihn gelitten haben. Sie soll von ihm tötlich mißhandelt worden sein. Meine Mutter, die zu jener Zeit öfters nach Zinkenstädt gekommen ist, hat mir davon erzählt.“

„Wurden sie geschieden?“ fragte Sybille.

„Nein“, antwortete Frau von Henneberg. „Die finstere Ehe dauerte nur zwei Jahre, dann begann die unglückliche Frau zu fränkeln und starb. Wir haben die gute, hübsche Frau aufrichtig betrauert, aber doch Gott gedankt, daß sie vielem Leid entrickt und dem unseligen Geschlechte der ältern Linie Köjeler ein Ende bereitet hatte.“

Hoffend durften wir auf unsern Bruder Georg schauen, der mehrere Jahre jünger als Ludwig, berufen schien, das Geschlecht der Köjeler tadellos und kraftvoll fortzusetzen.

Er war viel in Zinkenstadt und schloß sich überhaupt dem Majorats Herrn, dem Wunsche meiner Eltern gemäß eng an. Er war ein sehr ordentlicher, bedächtiger junger Mann, und meine Eltern hofften einen günstigen Einfluß von ihm auf Ludwig von Köjeler.

Es war eine falsche Rechnung. Ludwig, der längst das Mannesalter überschritten hatte, fragte nicht nach dem Beispiele des jüngern Veters, war taub gegen alle Vorstellungen und führte in Berlin, wo er sich eine Wohnung genommen hatte, ein so wildes, ausschweifendes Leben, daß alle Welt erwartete, er werde sich bald zugrunde gerichtet haben und wie seine beklagenswerte Mutter in der Nacht des Wahnsinns enden.“

„Es geschah aber nicht?“ fragte Ernst und sah seine Mutter mit einem Blick an, vor dem sie die Augen nieder schlug.

„Nein, es geschah nicht“, erwiderte sie; er mußte eine Knieematur haben, daß er das alles Jahrzehnte lang dretreiben konnte. Mein Vater war inzwischen heimgewandten, mein Bruder hatte sich verheiratet, Otto war geboren und alle Welt hielt ihn für den Majorats Erben. Da geschah das Unerwartete.“ Frau von Henneberg hielt inne, seufzte tief auf und sagte:

„Die Erzählung greift mich doch mehr an, als ich vorausgesetzt hatte, Kinder, ich muß eine Pause machen.“

Sie legte den Arm um Sybillens Schultern und trat mit ihr hinaus auf den Balkon, von dem die Sonne schon etwas zurückgewichen war, während sie noch heiß auf dem Garten lag und den dort in reicher Fülle blühenden, späten Rosen, der Reseda und dem Heliotrop fast betäubende Düfte entlockte.

Mit einem Körbchen am Arm und einem Messer in der Hand ging Erdmuthe durch die Wege, um alle welken Blätter und Ranken zu entfernen. Mit finsterner Miene bemerkte es Frau von Henneberg. „Das Fräulein scheint sich ja sehr nützlich zu beschäftigen“, sagte sie, „dem Mühsigang muß ich ein Ende machen. Sie wollte durch das Zimmer hinunter in den Garten gehen, aber beide Töchter hielten sie auf und erklärten, sie ließen sie nicht eher los, als bis die Geschichte beendet sei.“

„So gehe du hinunter, Ernst, und bestelle dem Fräulein, in der Küche stände ein Korb Aprikosen, die sie zum Einmachen schälen und ausschneiden solle“, gebot sie und schaute vom Balkon aus zu, wie ihr Sohn die Botschaft ausrichtete.

„Erdmuthe ist sogleich in die Küche gegangen, aber sie sah recht traurig aus“, bestellte der rückkehrende Ernst mit einer mitleidigen Miene, die Frau von Henneberg sehr zu verdrießen schien. Zustimmung nickte sie, als Sybille, den Kopf in den Nacken werfend, sagte:

„Das kann ich mir wohl denken. Dem Fräulein behagt das Spazierengehen im Garten besser, als die Arbeit in der Küche. Sie fürchtet auch, sich beim Obstschälen die Hände zu verderben.“

„Ganz dein Fall, Sybille“, lachte der Backfisch, „du behauptest, man mache sich die Hände beim Obstschälen so schmutzig, daß es Mühe koste, sie zu reinigen. Du möchtest dir am liebsten die Äpfel und Birnen schälen lassen, die du essen willst.“

„Das habe ich nicht gesagt“, verteidigte sich Sybille.

„Doch, ich habe es auch gehört“, rief Ernst.

„Nun, und was weiter, wenn ich es gesagt habe?“ sagte sie, den Spieß umkehrend, „warum sollte ein Fräulein von Henneberg, das im Winter die Hofbälle in Dessau u. wohl auch in Berlin mitzumachen gedenkt, die Hände nicht schonen?“

„Aber Erdmuthe kann sie verderben!“ widersprach der Backfisch, der sich nicht so leicht das letzte Wort entgehen ließ.

„Welch ein Vergleich!“ rief Sybille entrüstet.

„Du bist ein Fräulein von Henneberg, und Erdmuthe ein Fräulein von König; eure gemeinschaftliche Großmutter war ein Fräulein von Berneck!“ fiel Frau von Henneberg schnell ein, „aber Adel und Adel ist ein Unterschied. König klingt so plebejisch.“

„Sie ist Papas Schwestertochter“, mahnte Ernst.

„Ihr Vater war Offizier. Darum brauchen wir ihr nicht das Gnadenbrot zu geben. Nicht wahr“, erwiderte Sybille.

„Nein“, antwortete die Mutter, „im Gegenteil, ich hätte es für meine Pflicht, sie tüchtig arbeiten zu lassen, man weiß nicht, wo sie es noch brauchen kann. Sie ist ganz arm. Euer Vater wollte, daß sie mit euch erzogen würde; wäre es nach mir gegangen, so würde sie mir nicht ins Haus gekommen sein.“

„Du liebst sie nicht, Mama, mir geht es auch so!“ rief Sybille und schmiegte sich an ihre Mutter, die den Kopf schüttelte.

„Aber warum nicht, Mama?“ fragten Ernst und Theresie, „sie ist stets freundlich und dienstwillig, tut, was sie geheißt wird, widerspricht nie und —“

„Ich möchte nicht wissen, was sie für Gedanken hinter der gelben Stirn birgt, welche Wünsche für uns die blauen Rippen murmeln!“ fiel Sybille gehässig ein und ihre Mutter jagte zustimmend:

„Mir aus der Seele gesprochen, Sybille. Solche dunkle Menschen sind mir unheimlich, mir ist durch eine Brünette schon ein recht böser Streich gespielt worden, das werdet ihr sogleich hören und Erdmuthe erregt mir stets die Empfindung, sie werde es ebenso machen.“

Ernst wollte dem widersprechen, Frau von Henneberg ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sagte:

„Wenn ihr die Geschichte der Köjeler weiter hören wollt, so laßt mich jetzt mit Erdmuthe von König zufrieden. Nehmt eure Plätze wieder ein und hört zu.“

Alle drei gehorchten. Frau von Henneberg setzte sich in ihrem Schaukelstuhl zurecht und nahm den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Ludwig von Köjeler stand im Anfang der Fünfzig, sah aber älter aus, da kam in demselben Winter, in dem mein Vater starb, eine italienische Operngesellschaft nach Berlin, die in dem damals noch bestehenden Viktoria-thea-

ter ihre Vorstellungen gab und sehr viel Aufsehen erregte. Unter den Damen zeichnete sich eine Signora Luchefini aus, weniger durch ihre Stimme als durch ihre Schönheit, in die alles vernarrt war. Ich habe der schwarzhaarigen Person mit dem gelben Teint und den schwarzen Glutaugen nie Geschmack abgewinnen können, Erdmüthe erinnert mich oft an sie; nun, es gibt ja auch Leute, welche die schön finden wollen. Sei dem wie ihm wolle, die Luchefini hatte riesigen Beifall; zu den Vorstellungen, in denen sie auftrat, waren auf Wochen hinaus die Plätze bestellt und wurden mit fabelhaften Summen bezahlt. Wer aber niemals fehlte und immer einen Platz ganz dicht an der Bühne haben mußte, war Baron Ludwig von Köjeler."

"Der alte Mann", rief Therese, und ihr Bruder belehrte sie: „Ein Mann ist anfangs der Fünfziger nicht alt.“
„Danke für die gültige Auskunft!“ erwiderte sie schnippsisch.

Die Mutter mahnte: „Sprecht doch nicht immer dazwischen!“

„Euer Vater“, erzählte Frau von Henneberg weiter, „der damals in Halberstadt stand, wo auch wir wohnten, und schon viel in unserm Hause aus- und einging, brachte von seinen häufigen Fahrten nach Berlin immer wahre Zauber geschichten mit vom Baron Ludwig von Köjeler. Er trieb einen riesigen Aufwand für sie, einen Aufwand, den man nur durch ein Köjelerisches Vermögen bestreiten konnte, und auch dieses vermochte dem nicht allzu lange Stand zu halten. Einmal ließ er ihr in einem Extrazug frische Marzipan, die sie gewünscht hatte, aus Nizza kommen, ein anderes Mal aus Paris eine Kapelle, die sie zu hören gewünscht, holen; ein Juwelier war beständig mit dem Fassen und Umfassen ihrer Juwelen beschäftigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sie können Ihren Bedarf an

Projektions-Kohlen

Spezialmarken für Kino (Gleich- und Wechselstrom, Docht und Homogen), **jederzeit ab Lager beziehen** (Fabrikpreise), von

E. Gutekunst, Spezialist für Kinematogr., Zürich 5,
Heinrichstraße 80 und Uniontheater Neugasse 57.

Installationen, Reparaturen aller Systeme.
Gelegenheitskäufe für Apparate, Transformatoren,
Widerstände etc. r1008

El Mundo Cinematografico

Halbmonatliche illustrierte internationale Revue der kinematographischen und photographischen Industrie.

Goldene Medaille auf der internationalen kinematographischen Ausstellung in London 1913.

Einzig spanische Revue, welche in Mittel- und Süd-Amerika und den Philippinen zirkuliert.

Direktion und Redaktion:

Salon de San Juan 125, Pral., Barcelona.
Telefon 3181.

José Solá Guardiola, Direktor. Eduardo Solá, Administrator.

— Erscheint am 10. und 25. jeden Monats. —

Subskriptionspreis:		Insertionspreise:	
Spanien Ptas 5. —	pro Jahr.	1 Seite Fr. 35. —	p. Annonce.
Ausland Fr. 10. —	" "	1/2 " " 20. —	" "
		1/4 " " 12. 50 "	" "

113x

Alle Bestellungen sind im Voraus zu bezahlen.

EOS-FILM,

Basel, Rheingasse 35.

Telephon 6097.

Kinematographische Aufnahmen jeder Art.

FILM-TITEL in allen Sprachen. Saubere Ausführung! Schnelle Lieferung!

Kopieren.

Entwickeln.

Chemische Viragen.

Tagesleistung: 3000 Meter.

1012

Verkauf von Roh-Films.

Le Courrier Cinématographique

28 Boulevard Saint-Denis, PARIS.

Directeur: Charles LE FRAPER.

Journal hebdomadaire français, le plus important de l'industrie cinématographique.

Envoie sur demande un numéro spécimen.

Abonnement: Frs. 12. 50.

Demandez:

LE KINEMA

dans tous les kiosques et cafés

Billige und erfolgreiche

Stellen-Gesuche

im „Kinema“

Fr. 3.-

Einheits-Preis
bis 20 Petitzellen Raum
Grösse wie dieses Inserat.

Fr. 3.-

Bei Bestellungen

bitten wir freundl. unsere Inserenten zu berücksichtigen und sich auf unsere Zeitung zu beziehen.